

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 71 (2000)
Heft: 1

Artikel: Ein Erlebnisbericht : fast wie eine grosse Familie
Autor: Bernet-Zihlmann, Leonie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-812018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Erlebnisbericht:

FAST WIE EINE GROSSE FAMILIE

Von Leonie Bernet-Zihlmann

Ein bissig kalter Novemberwind bläst mir um die Ohren. Es ist der letzte Sonntag dieses Monats. Dichter Nebel schleicht um die Hausecken herum.

Zu Hause angelangt, suche ich mit zitterigen Fingern nach meinem Wohnungsschlüssel. Ich atme ein paarmal tief und erleichtert auf. Beim Anblick meiner warmen, heimeligen und grossen Wohnung erfüllt mich Dankbarkeit und zugleich ein etwas beschämendes Gefühl. «Welchen Reichtum besitze ich, verglichen mit der Situation der Obdachlosen.»

Zwei Nächte verbrachte ich zusammen mit den Obdachlosen in der Notschlafstelle an der Gibraltarstrasse in Luzern. Dort treffen sich am Abend die von unserer Gesellschaft ausgeschlossenen Menschen.

Es ist Samstagabend, 20.45 Uhr. Mit Katja* – eine freie Mitarbeiterin vom «Obdach» – betrete ich das Haus der Notschlafstelle. Leo Kaufmann, der Leiter dieser Stelle, begrüsst uns mit einem sympathischen Lächeln. Ich fühle mich im Betreuer-Team sehr gut aufgenommen. Katja führt mich in alle Räume der zweistöckigen Notschlafstelle. Alles ist sehr einfach, zweckmässig und sauber eingerichtet: Zwei Duschen, zwei Toiletten, eine Küche und ein Aufenthaltsraum. Zum Übernachten stehen drei 3-Bett und drei 2-Bettzimmer zur Verfügung inklusiv einem extra Frauenzimmer.

Katja und ich sitzen im Aufenthaltsraum und warten auf die Gäste. Leo ist mit administrativen Arbeiten beschäftigt. Im Wohnraum steht ein langer, hölzerner Tisch mit vielen Stühlen. Ein paar alte, bequeme Polsterstühle rund um ein Tischchen laden zum gemütlichen Sitzen und Plaudern ein. Angegliedert an den Wohnraum befindet sich die Küche mit einem grossen Kühlschrank, welcher – wie ich im Laufe des Abends feststellen kann – sehr rege benutzt wird. Die Gäste können sich auch selber eine Kleinigkeit kochen. Doch ab 24.00 Uhr ist Nachtruhe und es werden keine Dienstleistungen mehr angeboten. So bestimmt es die Hausordnung. Auch die Öffnungszeiten der Notschlafstelle sind in der Hausordnung festgelegt: Einlass zum «Obdach» ab 21.00 bis 24.00 Uhr.

Vor oder nach dieser Zeit wird in der Regel niemand mehr hereingelassen.

Während Katja in zwei dickbauchigen Krügen heissen Tee zubereitet und die gespendeten Biscuits auf zwei Teller verteilt, warte ich gespannt der Dinge die da kommen werden. Auf dem langen Holztisch flackert warm die erste Kerze der Adventsdekoration. Die Fenster sind mit vorweihnachtlichen Motiven besprayt. Noch ist es fast unheimlich still im Haus.

Dann, um zirka 22.00 Uhr, ertönt die Hausglocke. Drei, vier oder fünf junge Männer betreten das Haus. Der jüngste von ihnen ist bestimmt nicht mehr als 18 Jahre alt. Im wahrsten Sinne des Wortes nehmen sie Besitz vom «Obdach». Grosse Hektik und Nervosität beherrschen im Moment die Atmosphäre. Es sind drogenkranke Menschen, und je nachdem welchen Stoff sie konsumieren, sind sie ruhelos oder von einem unbändigen Bewegungsdrang erfüllt, oder sie sind fast apathisch, teilnahmslos. Die ruhelosen Gäste steigen ständig Treppen rauf und Treppen runter – in die Küche, wo der Kühlschrank steht. Die Kühlschranktür öffnet sich – schliesst sich – öffnet sich – schliesst sich. Diese Hektik schwappt allmählich auch auf mich über. Ich verspüre heftiges Herzklopfen. Die erstaunliche Ruhe und Besonnenheit des Betreuer-Teams wirkt allmählich auf alle tröstlich und beruhigend. Wenn nötig, geben sie mit sanftem, doch ganz bestimmtem Ton ihre Anweisungen.

Es finden noch andere Gäste den Weg zu uns: eine hübsche, adrett gekleidete Frau. Schon seit vier Jahre ist sie obdachlos – freiwillig – wie sie immer wieder betont. Mit Drogen hat sie gar nichts zu tun. Ihre Lebensgeschichte ist eine ganz andere. Mit Gelegenheitsjobs – als Tagelöhnerin – verdient sie sich das Allernötigste zum Überleben. Mit ihrem selbst gemachten, seltsam schönen Schmuck, den sie zum Verkauf anbietet, verdient sie noch einiges dazu. Sie spricht sehr gewählt, sehr gekonnt und doch, ihre Welt ist eine ganz andere, uns ganz fremde Welt, unrealistisch würden wir das nennen. «Ich bin nicht sozialabhängig», wiederholt sie sich öfter. Die 10 Franken Übernachtungskosten kann sie jeweils problemlos bezahlen. Oft übernachtet sie draussen, auch

bei grosser Kälte. Nach Hausordnung kann der Gast bar bezahlen, mit Gutschein oder mit Kostengutsprache der jeweiligen Fürsorgebehörde. Somit ist ein Gang zum Sozialamt vordringlich. Oder aber es bleibt nur das Betteln auf der Strasse.

Zu später Abendstunde, um 23.00 Uhr, trifft ein rollstuhlabhängiger Mann aus Frankreich ein. Die Stadtpolizei habe ihn hierher verwiesen, da er scheinbar keine andere Unterkunft gefunden habe. Ein junges, verliebtes Paar – beide drogenkrank – sind weitere Gäste. Die junge Frau hat eben einen Drogenentzug hinter sich. Doch wie von einem Magnet angezogen, sucht sie wieder die Drogenszene irgendwo in der Stadt auf.

Ein junger, hübscher Mann – zu modisch gekleidet für diese Szene – oberflächlich hingeschaut sehr selbstsicher, bittet als Nächster um Obdach. Eben aus der Untersuchungshaft entlassen, findet er nirgendwo Unterkunft. Ein Kleinkrimineller, wer will «so Einen» schon beherbergen. Das könnte ja gefährlich werden!

Die letzten Gäste, die um Einlass bitten, sind vier Strassenmusikanten aus der Slowakei. Da sie leider nur ihre eigene Muttersprache sprechen, können wir nicht miteinander kommunizieren. Sehr schade! Der Zeiger der Uhr rückt langsam auf Mitternacht. Viele Gäste haben sich schon zur Ruhe gelegt in ihren zugewiesenen Zimmern. Andere trinken mit uns noch heissen Tee. Sehr gesprächig sind die Gäste heute Abend aber nicht.

Nochmals tritt Unruhe auf im Haus. Martin*, ein Drogenkranker, liegt im Duschraum am Boden. Doch auch das bringt das Betreuer-Team nicht aus der Ruhe. Das ist hier in der Notschlafstelle ziemlich der «Alltag». Ein absolvierter CPR-Grundkurs (Herz-Lungen-Wiederbelebung im Notfall) ist Bedingung für alle, die im «Obdach» arbeiten. Ein Beatmungsgerät gehört zur normalen Ausrüstung dieses Hauses. «Gottlob»! Dieser «Fall» ist aber nicht so schlimm. Trotzdem, Martin muss diese Nacht beobachtet werden.

Endlich ist es Mitternacht und somit Nachtruhe. Die Gäste halten sich erstaunlich gut an die Hausordnung. Nur Philipp* möchte ausgerechnet nach 24.00 Uhr in der Küche noch eine kleine Mahl-

* Namen sind geändert.

zeit zubereiten. Sanft, doch ganz bestimmt wird er aus der Küche verwiesen.

Am nächsten Morgen

Da heute Sonntag ist, dürfen alle, auch das Betreuer-Team, eine Stunde länger schlafen. Ab 8.30 Uhr – an Werktagen eine Stunde früher – ist das Morgenessen bereit. Spätestens um 9.30 Uhr müssen alle Gäste aufgestanden sein, denn ab 10.00 bis 21.00 Uhr bleibt die Notschlafstelle geschlossen. So steht es in der Hausordnung.

Im ganzen Haus riecht es nach feinem Kaffee. Milch, Kaffee, Tee, Butter, Konfitüre, Käse und Brot stehen auf dem Tisch. Katja hat das alles mit schneller Hand vorbereitet. Ein einladendes Frühstück, das zum Verweilen führt. Das knusperige Brot – ganz frisch von der Bäckerei geholt – mundet ganz besonders gut. (Übrigens gewährt die Bäckerei dem «Obdach» das ganze Jahr hindurch 20% Rabatt.) Auch Äpfel liegen in einer Harasse griffbereit – von einem Bauern aus der nahen Umgebung gespendet.

Von all den guten Dingen angeregt, sind die Gäste heute Morgen viel gesprächiger. Die Angst vor dem neuen, kalten Tag und die Hoffnungslosigkeit werden noch um eine Stunde verdrängt. «Wie gut wir es doch heute Morgen haben. Fast sind wir eine grosse Familie. Das grosse Verständnis und die Güte, die ihr uns entgegen bringt, das tut so wohl.» Dieses Kompliment, das ein Drogenkranke ausspricht, gilt dem Betreuer-Team. Das junge Liebespaar sitzt händchenhaltend auf dem Sofa, sehr beneidet vom kaum 18-jährigen Burschen. «Wenn nur ich einmal einem Menschen begegnen würde, der mich lieben, verstehen und akzeptieren würde ... ja dann ... dann wäre ...» Das sind die Worte eines 18-Jährigen!

Ich erkenne mehr und mehr: das sind Menschen wie Du und ich, Menschen, die geliebt sein möchten, die ihre geheimen Sehnsüchte haben, Menschen, die Anerkennung und kleine Erfolgserlebnisse nötig hätten – eben wie Du und ich. Es sind Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, irgend einmal aus der Bahn geworfen wurden.

Fast ist es 10.00 Uhr. Einige gucken verstohlen, heimlich auf die Uhr. Bald heisst es für alle die Notschlafstelle verlassen. Die Hausordnung! Verstandesmässig begreife ich diese Verordnung, doch mein Herz möchte das nicht akzeptieren.

Nach und nach verlassen alle Gäste die Notschlafstelle. Einer nach dem anderen tritt in den kalten Morgen hinaus – nirgendwohin, ziellos. Der Tag wird lange bis 21.00 Uhr.

Jetzt heisst es für Katja, der freien Mitarbeiterin, den Aufenthaltsraum und die Küche in Ordnung bringen, Toiletten und Duschen müssen gereinigt werden. Sie tut das alles mit einer Selbstverständlichkeit, die ich so bewundernswert finde. Leo hat noch «Bürokram» zu erledigen.

Das «Obdach-Team» besteht aus dem Leiter, 3 ausgebildeten Teammitgliedern und 7 freien MitarbeiterInnen.

Nach getaner Arbeit verlassen auch Katja und ich die Notschlafstelle. Auch hinaus – in unseren geliebten und oft so verhassten «ganz normalen» Alltag hinein. ■

Rezension

Theunissen, Georg; Lingg Albert (Hrsg.):

WOHNEN UND LEBEN NACH DER HOSPITALISIERUNG

Perspektiven für ehemals hospitalisierte und alte Menschen mit geistiger und seelischer Behinderung

Verlag Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 1999

Von Riccardo Bonfranchi

Der vorliegende Band der renommierten Herausgeber umfasst 310 Seiten und 16 Aufsätze von verschiedenen AutorInnen. Ein weites (internationales) Spektrum wird hier ausbreitet, zumal wenn man auch noch berücksichtigt, dass die Zielgruppe, um die es hier geht, ja keineswegs einheitlich, sondern sehr heterogen ist. Aber in dieser Vielschichtigkeit sollte sich der Leser nicht verlieren. Entscheidend ist vielmehr die Tatsache, dass im Laufe der 60er Jahre ein Aufbruch begann, den man mit dem Auszug von behinderten Menschen aus grossen Institutionen, sprich Landeskrankenhäuser bzw. psychiatrischen Kliniken umschreiben könnte. «Nahezu alle westlichen Industrienationen haben sich heute von der Institutionalisierung geistig behinderter Menschen weithin verabschiedet, indem sie dezentrale, gemeinintegrierte und ambulante Angebote priorisieren» (S. 7). Das ist nicht neu, und ein Aufwärmen dieser Inhalte ist von den Herausgebern auch keineswegs beabsichtigt. Ihnen geht es vielmehr darum, einen Marschhalt einzuschieben und zu fragen:

Wo stehen wir heute auf dem Weg der Deinstitutionalisierung, Normalisierung, Integration und Empowerment?

Die Antwort stellt dieses Buch dar, indem neueste Konzepte und Studien zur Thematik vorgelegt werden. Der Weg aus der Psychiatrischen Klinik darf keinesfalls in eine neue Isola-

tion führen. Andererseits, und dies scheint vielleicht am Anfang dieser Bewegung etwas vergessen worden zu sein, muss eine Deinstitutionalisierung auch weiterhin rehabilitative Massnahmen garantieren. Dies bedingt ein regionales Netz sozialer Ressourcen. Man könnte sagen, der Leser sollte alle Beiträge dieses Sammelbandes durch diese Brille lesen, das heisst also der Frage nachgehen: Wenn erwachsene Menschen aus grossen Institutionen ausgegliedert werden, erhöht sich dann ihre Lebensqualität ganzheitlich? Sind die strukturellen Rahmenbedingungen (therapeutische Dienste) nach wie vor gewährleistet? Hier kommt das Stichwort der Qualitätssicherung ins Spiel und wird wesentlich.

Abschliessend sei darauf hingewiesen, dass es ein Verdienst dieses Buches ist, auf die spezielle Problemlage alter (behinderter) Menschen einzugehen. Es scheint, dass die professionelle Behindertenarbeit erst heute feststellt, dass diese Menschen auch alt werden können bzw. mittlerweile alt geworden sind. Damit gewinnt der Gedanke der rehabilitativen Lebensbegleitung und Hilfe im Alter besonders an Bedeutung.

Das Buch ist empfehlenswert für alle, die an dieser Thematik interessiert sind und sollte Pflichtlektüre sein für diejenigen, die in diesem Feld arbeiten und à jour bleiben wollen. Es ist zu wünschen, dass die Herausgeber in vielleicht 3 Jahren einen Folgeband vorlegen werden.